Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 28

Artikel: Der Tee der drei alten Damen [Fortsetzung]
Autor: Glauser, Friedrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753581

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Tee der drei alten Damen

KRIMINALROMAN VON FRIEDRICH GLAUSER

Copyright 1939 by Morgarten-Verlag A.G., Zürich

3. Fortsetzung

Neueintretende Abonnenten erhalten den bisher erschienenen Teil des Romans auf Wunsch gratis nachgeliefert.

Inhalt des bisher erschienenen Teils: Auf der menschenleeren Place du Molard in Genf sinkt mitten in der Nacht ein junger Mann vor den Augen des Polizisten Malan ohnmächtig um. Zufällig taucht aus dem Dunkel der Professor der Psychologie, Dominicé, auf. Er ruft telephonisch den Krankenwagen herbei, während der Umschau haltende Polizist auf ein verdächtiges Individuum in Tennishosen stößt, das ihm jedoch entwischt. Im Spital wird der ohnmächtige junge Mann von Chefarzt Dr. Thévenoz und Assistenzarzt Dr. Wladimir Rosenstock untersucht. Die Diagnose lautet: Hyoscyamin-Vergiftung. Der Delegierte eines englischen Randstaates beim Völkerbund, Sir Avindranath Eric Bose, identifiziert den Patienten als seinen Sekretär Walter Crawley, doch wenige Minuten später stirbt der junge Mann, nachdem vorher unangemeldet eine niemandem bekannte Dame ins Krankenzimmer getreten und wieder verschwunden war. In der Rocktasche des Toten findet sich eine Einladungskarte von Professor Dominicé. Das beschäftigt die Polizei und beunruhigt Dr. Thévenoz und dessen Braut und Kollegin, Fräulein Dr. Madge Lemoyne, die Assistenzärztin in Dominicés Irrenanstalt ist. Die beiden fühlen sich von der Tatsache erschreckt, daß ein anderer junger Mann unter ähnlichen Symptomen ins Irrenhaus eingeliefert wurde, ein gewisser Corbaz, der bei Frau Jane Pochon in Untermiete wohnt, welche Frau bei Dominicé den Haushalt besorgt. Abends begegnen die beiden in einer Bar dem Professor, der Morphinist ist. Im gleichen Lokal verkehren zwei mit dem alten Herrn geheimnisvoll verbundene Persönlichkeiten, der Russe Baranoff und dessen Sekretärin Natalja Ivanovna Kuligina, in der Thévenoz die Frau erkennt, die kurz vor Crawleys Tod im Krankenzimmer auftauchte. Anderntags bringen alle Blätter Notizen über den seltsamen Tod des jungen Diplomaten. Am Telegraphenschalter der Hauptpost spielt sich eine Szene ab, aus der hervorgeht, daß Sir Boses Diener Charles vermutlich Geheimagent ist. Dieser Charles hatte einen jungen begabten Mitarbeiter des Intelligence Service, des britischen Geheimdienstes, herbeitelegraphiert, der Cyrill Simpson O'Key heißt und der dem Kommissär Pillevuit noch besonders von Staatsanwalt de Morsier empfohlen wird. Inzwischen wird in der Anstalt Bel-Air von der Haushälterin Pochon schon wieder ein Mieter, ein gewisser Nydecker, eingeliefert, ein Mann in weißen Tennishosen, und während sich Dr. Thévenoz und Madge Lemoyne über den Fall unterhalten, kommt die telephonische Kunde von Dr. Rosenstock, man habe den Apotheker Eltester in gleichem Zustand wie den jungen Crawley ins Spital eingeliefert. In die Untersuchung dieses neuen Falles greift nun auch O'Key ein, der den Kommissär Pillevuit bald für sich eingenommen hat. Es stellt sich heraus, daß Professor Dominicé den Apotheker auch gekannt hat, daß er ein unregelmäßiges Leben führt, und daß da irgendwelche Zusammenhänge zwischen dem geheimnisvollen Vergiftungsfall und dem Professor bestehen müssen. O'Key trifft mit der Aerztin Madge Lemoyne zusammen und besucht in ihrer Gesellschaft den alten Mann, mit dem er dann gleich ein Verhör beginnt. Dominicé gibt überlegen und gütig Bescheid. Madge erklärt dem Professor, ihr Freund O'Key wolle nur Klarheit, um ihm so besser helfen zu können, aber der Professor kann und will gewisse Fragen nicht beantworten. Man müsse ihm einfach glauben, daß er weder über Crawleys Tod noch über Eltesters Unfall etwas wisse. Da meldet sich bei Dominicé ein neuer Besuch.

2.

«Es ist Thévenoz», sagte der Professor und versperrte die Türe mit seinen breiten Schultern.

«Er soll nur kommen», sagte Madge und richtete sich ein wenig auf. Aber als sie Thévenoz sah, bedauerte sie ihre Haltung, sie ging ihm entgegen und schüttelte ihm die Hand.

Thévenoz sah schlecht aus. Seine dünnen Haare waren glanzlos und sein Gesicht schien bedeckt zu sein mit einem staubigen Gewebe. Er war zu müde, um sich über irgend etwas zu wundern, er starrte an Madge vorbei in das grelle Licht der Lampe, die immer noch, wie ein Scheinwerfer, gegen das Innere des Zimmers gerichtet war. Endlich schien ihn die Helle doch zu stören, er schloß die Lider und drückte Daumen und Zeigefinger auf die Augen.

«Er ist uns doch abhanden gekommen», sagte Thévenoz und nichts hätte verzweifelter wirken können, als sein schwacher Versuch, zu kohlen, «und Rosenstock hat sein zugenähtes Knopfloch zerrissen, zum Zeichen der Trauer und als Symbol für das Zerreißen der Kleider. Er hat Klagetöne ausgestoßen, und ich habe ihn aus dem Zimmer werfen müssen. Aber denken Sie, Meister, die Russin ist wieder dagewesen, kurz vor dem Exitus. Sie kam ins Zimmer, beugte sich über Eltester, strich ihm mit den Fingern über die Stirn, und dann verschwand sie wieder, lautlos, schweigend. Ich hab sie aufhalten wollen, nichts zu machen. Sie hätten eher einen Schatten aufhalten können. Was glauben Sie, Meister, sollte ich der Polizei davon erzählen?»

«Das wird nicht nötig sein, Thévenoz.» Professor Dominicé saß wieder am Schreibtisch, das Gesicht in den Schatten des Lampenschirmes getaucht. «Der Herr dort steht mit zwei modernen Gewalten auf vertrautem Fuße, mit der Presse und mit der Polizei, er wird Ihre Bestellung ohne weiteres übernehmen.» Und Dominicé legte ein Bein über das andere, verschränkte mit einer sanften Bewegung die Hände und wartete geduldig auf die Wirkung seines Ausspruches. Es sah aus, als wolle er sich auf eine kindliche Art für lästige Ausfragerei rächen, und doch wirkte diese Rache viel eher traurig als boshaft. Thévenoz blickte böse in die Ecke, in der O'Key neben Madge saß. Aber er schwieg, nur Madge sagte ruhig:

«Jonny, du mußt nicht alles glauben, was dein Meister sagt. O'Key will uns helfen, das hat er mir gesagt, und ich glaub 's ihm. Es ist nur schwer, mit dem Professor zu verkehren, er ist so mißtrauisch und so verschwiegen.»

Da räusperte sich O'Key und während sein Blick auf Thévenoz' Füßen haften blieb, fragte er (er ahmte den zögernden Tonfall Thévenoz' nach): «War Ihr ... Besuch, Ihr ... Krankenbesuch interessant, Dr. Thévenoz?»

«Thévenoz sah hilflos aus, wie ein ertappter Schuljunge. In diesem Augenblick, und mit diesem Ausdruck, fühlte Madge mit Thévenoz ein Mitleid, das in des Wortes wahrster Bedeutung als brennend zu bezeichnen war. So brennend, daß es ihr die Tränen in die Augen trieb. Sie sah diesen Doktor Thévenoz, den sie oft gequält, oft verspottet hatte, mit einer Deutlichkeit, die an Hellsichtigkeit grenzte: diesen grundanständigen Kerl, der sich abplagte, gewissenhaft, mit andern, mit sich selbst, dem es nie gelingen würde, sich durchzusetzen, weil er eben zu anständig war, weil er sich zu große Mühe gab, die andern zu verstehen, und weil er es nicht verstand, auch gegen sich selbst rücksichtsvoll zu sein. Und sie verglich ihn mit dem Manne an ihrer Seite, jenem O'Key, den sie erst seit einer Stunde kannte (war es wirklich nur eine Stunde, und nicht Jahre?): ‚Vergleichen kann man die beiden nicht', dachte sie, ‚denn das ist der Befreier.'

Ihr Leben in den letzten Jahren schien ihr plötzlich dem Zustand jener Eichhörnchen zu gleichen, die in einer Drahttrommel die Pfoten bewegen, und die Trommel dreht sich, aber die Tiere kommen doch nicht vom Platz. Thévenoz, der war eben solch ein Eichhörnchen, eingesperrt in die Trommel des Berufs, und die Trommel drehte sich, man wurde müde, aber man kam doch nicht vom Platz. Sie sehnte sich danach, mit O'Key irgendwohin, weit weg zu gehen, am Meer zu liegen in der Sonne, und den Sand durch die Finger rinnen zu lassen; keinen weißen Mantel mehr anziehen zu müssen, keine Kranken mehr zu sehen, keine Visite mehr zu machen, nur dazuliegen, im warmen Sand, oder über die Felsen zu klettern. Mit diesem O'Key verstand man sich ohne zu reden, er wußte sicher viel, nahm einen an der Hand, ging mit einem fort — und alles war leicht und gar nicht mehr kompliziert. Und wieder sah sie den Baum auf dem väterlichen Landgut und den kleinen rothaarigen Jungen, mit dem sie, ganz oben in den Zweigen, tagelang geschwiegen hatte. Sie seufzte, und dann hörte sie Thévenoz antworten:

«Das sind meine Angelegenheiten, und ich habe es nicht gerne, wenn man sich in meine Angelegenheiten mischt.»

‚Wie komisch doch die Männer sind', dachte Madge, ‚sie sind so stolz darauf, eigene Angelegenheiten zu haben. Was heißt das, eigene Angelegenheiten! Sie wollen sich ja nur interessant machen.'

O'Key schien Aehnliches zu denken, denn er grinste und sein Grinsen war reichlich frech. Dann erhob er sich und sagte abschließend:

«Ich werde also Fräulein Lemoyne heimbringen und Sie beide Ihren Angelegenheiten überlassen. Wenn aber diese ‚Angelegenheiten' reif für die Oeffentlichkeit sein werden, so möchte ich mich empfohlen halten. Ich könnte vielleicht dann noch nützlich sein.» Er machte zwei große Schritte, stand vor dem Professor, schüttelte ihm die Hand, verbeugte sich vor Thévenoz und verließ das Zimmer; doch vergaß er nicht, Madge und ihrem Hunde Ronny den Vortritt zu lassen.

Dr. Jean Thévenoz, Arzt am Kantonsspital Genf, hätte gar nicht weit zu suchen brauchen, um Aufklärung über die geheimnisvolle Dame zu erhalten, deren Hauptbeschäftigung es zu sein schien, vergifteten Personen eine Abschiedsvisite vor ihrem Weggang aus dieser Welt abzustatten. Er hätte sich nur an den Bruder seines Assistenzarztes Rosenstock zu wenden brauchen, einen neunzehnjährigen Jungen, der eben daran war, sich auf die Matura vorzubereiten, indem er die meisten Stunden schwänzte, Professor Dominicés Vorlesungen besuchte und außerdem an seiner ersten Liebe erkrankt war. Wladimir Rosenstocks Bruder Jakob hatte vor einiger Zeit die Bekanntschaft der Russin Natalja Kuligina gemacht.

Es wäre noch vorauszuschicken, daß es drei Brüder Rosenstock gab: den Assistenzarzt, der im Alter nach Isaak kam, dem Advokaten. Der Advokat, er war bekannt und nicht unbeliebt, hatte zu Beginn seiner Karriere die letzte Silbe seines Patronyms verloren. Er nannte sich Isaak Rosène, und da biblische Vornamen in puritanischen Gesellschaften nichts seltenes sind, da außerdem der Fürsprech Rosène glattrasiert war und blond wie reife Aehren (Erbschaft der Mutter, einer de Morsier, weitläufig verwandt mit dem Sonnette dichtenden Staatsanwalt, was übrigens Isaaks Fortkommen im «Palais» bedeutend erleichtert hatte), hielt man ihn nur ganz selten für einen Juden. Und hätte man es auch getan, so wäre es nicht schlimm gewesen. Es gab nur wenig Antisemiten in Genf und diese hatten nicht viel zu sagen, da sie von einem jungen Manne angeführt wurden, dem es selber nur schwer gelang, seine Abstammung von Noahs Sohne Japhet glaubhaft zu machen.

Doch wir wollten von Jakob Rosenstock erzählen, dem jüngsten der Brüder, seiner Bekanntschaft mit Natalja Invanovna Kuligina und seiner ersten Liebe. Die drei Brüder bewohnten eine einsame Villa ganz in der Nähe der Palanterie, jenes Sumpfes, der den Genfern im Winter als Schlittschuhlaufplatz dient. Die Eltern der drei Brüder waren vor bald fünfzehn Jahren gestorben, Isaak war damals noch ins Gymnasium gegangen, aber trotz dieses Trauerfalles hatten die jüngeren Geschwister, Wladimir und Jakob, eine glückliche Jugend verbracht. Isaak, der spätere Advokat, hatte es mit bewunderungswerter Energie verstanden, sich die Einmischung von Onkeln, Tanten zu verbieten. Er hatte sich an Herrn Philipp de Morsier gewandt, den Verwandten seiner Mutter, der damals noch kleiner Richter am Polizeigericht war, und durch dessen Vermittlung gelang es ihm, schon in seinem neunzehnten Jahre mündig gesprochen zu werden. Vater Rosenstock hatte ein annehmbares Vermögen hinterlassen, außer der Villa am See. Die Erziehung der jüngeren Brüder übernahm Angèle (Angelika, wenn es Ihnen lieber ist), eine katholische Savoyerin, kinderlose Witwe, die sich mit Begeisterung der Knaben annahm. Das Erziehungsresultat war gar nicht übel. In der Villa am See herrschte ein freier Ton. Außer Mutter Angèle gehörte noch André, der Chauffeur und Gärtner, zur Familie.

Da die Villa ziemlich weit von der Stadt entfernt war, kam keiner der drei Brüder zum Mittagessen heim. Am schwierigsten war es für Jakob, den Gymnasiasten, gewesen, einen zusagenden Mittagstisch zu finden. Jakob haßte von Jugend auf öffentliche Abspeisungen, als da sind alkoholfreie Wirtschaften, Crèmerien oder wie sonst sich solch öffentliche Fütterungsstellen zu nennen belieben. Auch hier hatte der Staatsanwalt «hilfreich eingegriffen» und sich an eine alte Dame erinnert, die in der Rue Verdaine eine riesige Wohnung bewohnte, allein mit einem tyrannischen Mädchen für alles und dem Schatten ihres verstorbenen Freundes; dieser Freund war erst nach seinem Tode eine Berühmtheit geworden, durch ein nachgelassenes Tagebuch nämlich, das an selbstquälerischer Bespiegelung seines Innenlebens seinesgleichen suchte. Dieses ältliche Fräulein, Célestine Honorine Benoît mit Namen (als Schriftstellerin unter dem Pseudonym «Agnès Sorel» bekannt), war von einer so unförmlichen Häßlichkeit, daß sie wieder schön wirkte, wie eine rassenreine Bulldogge. Negerlippen, kurzgeschnittene, ewig verfilzte graue Haare, so hockte sie vor ihrem Schreibtisch und verfaßte antike Tragödien, in schwungvollen Alexan-

drinern. Außerdem schwärmte sie für Voltaire und den Spiritismus; wie sie diese beiden Begeisterungen zu vereinigen vermochte, war ihr Geheimnis.

Jakob Rosenstock war lange der einzige Pensionär Fräulein Sorels gewesen (wir wollen ihr Pseudonym beibehalten, da es die Dichterin ihrem richtigen Namen vorzieht). Erst seit zwei Monaten war ein neuer Gast aufgetaucht, eben jene Natalja Kuligina, und Fräulein Sorel tat geheimnisvoll, wenn sie über die Herkunft ihres neuen Gastes befragt wurde. Die Sache war übrigens höchst einfach. Fräulein Sorel war nicht reich, manchmal war sie auf die wohlwollende Unterstützung verschiedener Mäzene angewiesen, aber die Mäzene wurden rar, und so hatte Fräulein Sorels Mädchen einfach eine Annonce in der «Tribune» aufgegeben, auf welche Annonce hin eines Tages ein Herr erschienen war, klein und fremdländisch, mit einer großporigen Gesichtshaut, die unsauber wirkte, um für seine Schwester (so behauptete er) ein Zimmer zu mieten. Fräulein Sorel aber hatte sich in diese «Schwester», die am nächsten Tage erschienen war, auf ihre sonderbar enthusiastische Art verliebt, nannte sie Natascha, betrachtete sie als die Verkörperung Rußlands und sah in ihr eine lebendig gewordene Heldin Dostojewskys, eines russischen Schriftstellers, den sie zu verabscheuen vorgab, den sie aber heimlich, mit glühenden Wangen verschlang, wie ein Junge im Pubertätsalter die Memoiren des Casanova; da aber das alte Fräulein alle näheren Bekannten idealisieren mußte, sah sie auch im jungen Jakob eine Art Cherubin. Sie war nicht prüde, denn sie liebte das galante Jahrhundert, das achtzehnte nach unseres Herrn Geburt, und leistete naive Kupplerdienste. So kam es, daß sich Jakob Rosenstock in die Agentin 83 verliebte, die in Genf unter dem Namen Kuligina auftrat, deren Mission es war, den Agenten Baranoff (Nummer 72) zu überwachen: denn dieser war verdächtig, für die eigene Tasche zu arbeiten, was gegen die Prinzipien von Hammer und Sichel ist.

Es ist, glaube ich, eine alte Tatsache, daß Jünglinge mit sogenannten geistigen Interessen für schöne Frauen nicht viel übrig haben. Um Magazinschönheiten zu verehren, braucht es ein vollgerütteltes Maß Dummheit. Darum war es ein Glück für Jakob, daß Natascha nicht schön war. Ich weiß, für eine Spionin wäre der Vamptypus am Platze, aber ich kann Ihnen leider nicht helfen: die Regierungen, die Spioninnen beschäftigen müssen, holen sich gewöhnlich weder bei Feuilletonromanciers noch bei Kinoregisseuren Rat. Natascha fiel nicht auf. Sie hatte ein gutmütiges Gesicht, schlichtes schwärzliches Haar, das manchmal silbern schimmerte, wie eine Rappenmähne. Sie glich einem schlanken Seehund, und wie ein solches Tier konnte sie auch gut schwimmen. Einmal hatte sie zum Spaß den Weltrekord für Brustschwimmen um zwei Fünftelsekunden geschlagen, aber sie durfte an keiner Konkurrenz teilnehmen, ihr Beruf verbot ihr dies. Wie sie aber zu diesem Beruf gekommen ist (denn Spionage ist schließlich ein Beruf wie Gärtner, Generaldirektor, Pfarrer oder Einbrecher), ist eine andere Geschichte.

Jakob kannte die Agentin 83 seit einem Monat und nannte sie Natascha. Zuerst hatte das alte Fräulein Sorel die beiden nach dem Mittagessen allein gelassen. Dann saßen sie gewöhnlich auf einem alten verschnörkelten Sofa, das grün überzogen war. Natascha hatte dem Jungen gegenüber zuerst eine etwas merkwürdige Einstellung. Es reizte sie, diesen behüteten Bürger, der nichts von Hunger und Elend wußte, zu dem Glauben zu bekehren, dem sie anhing. Aber die Predigten über die dialektische Methode verstummten nach und nach. Es war eigentlich nicht klar zu ersehen, warum. Sie verstummten. Das wäre alles, was sich sagen ließe. Statt der Predigten kamen dann Spaziergänge über Land (Jakob schwänzte gewissenhaft die Schule und sein Bruder Isaak, der Advokat, beklagte sich, weil er allzuviele Entschuldigungsschreiben verfassen mußte, ließ dann aber in seiner Kanzlei einige Dutzend Entschuldigungsformulare herstellen, auf denen nur das Datum freigelassen war, unterzeichnete sie, und überreichte «diese Blankoschecks für Schuleschwänzen» dem jüngeren Bruder, mit der Bitte, ihn von nun an mit derartigen Miseren zu verschonen). Es kamen Spaziergänge über Land, Nachmittage am See in der Sonne. Jakob lernte richtig schwimmen, was vielleicht nützlicher war, als kommunistische Theorie, hier kommt es wirklich auf den Standpunkt an, den man einnehmen will, und, mein Gott, die beiden kamen gut miteinander aus. Jakob glaubte, daß seine Freundin als Sekretärin bei der offiziellen Sowjetdelegation angestellt sei, von Baranoffs Vorhandensein hatte er keine Ahnung.

4.

Untersuchungsrichter Despine hatte für dienstliche Obliegenheiten kein Zimmer, sondern ein Gemach zur Verfügung: trotz seiner stattlichen Postur wirkte er in diesem Raum eher klein, denn die Decke war hoch und mit vielen weißen Ornamenten verziert. Untersuchungsrichter Despine zeichnete sich durch eine vollkommene Glatze aus, der Haarmangel erstreckte sich über sein Gesicht und auch über seine Hände, die klein waren, mit spitzzulaufenden Fingern, so daß sie an Maulwurfspfoten erinnerten. Er hatte eine Konferenz einberufen, an der Kommissar Pillevuit und der Journalist O'Key teilnahmen.

Auf dem großen Schreibtisch, hinter dem Despines Gestalt wie eine Schießbudenfigur wirkte, lagen Gegenstände verstreut, mit denen sich des Untersuchungsrichters kahle Hände eifrig beschäftigten. Es war zu sehen: eine Flasche mit eingeschliffenem Stöpsel — und auf der Glaswand war weiß ein gespenstischer Finger abgedrückt — ein schwarzer Wollshawl, ein gelbes Band, ein zerknittertes Pergament. In der Hand hielt Despine die Münze, besah sie angestrengt durch eine Lupe und schüttelte von Zeit zu Zeit ratlos den Kopf. In einem Armstuhl, am Fenster, saß O'Key und rauchte. Pillevuit hingegen hatte sich in einem Klubsessel versteckt, von ihm war eigentlich nur ein Schimmer des leuchtend gelben Fahnenbartes zu sehen.

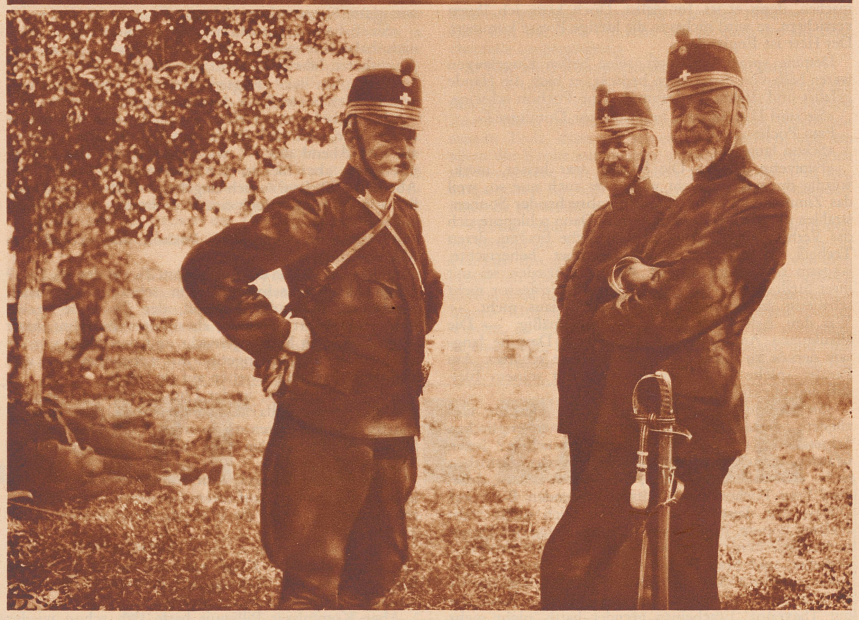
«Unglaublich», sagte Herr Despine, «daß solche Dinge heutzutage möglich sind. Götzenanbetung! Hier in Genf! Man sollte doch meinen, Calvin habe die Luft der Stadt gereinigt von jeglichem Unsinn, vom heidnischen sowohl, als auch vom baptistischen . . . Verzeihung», sagte er und neigte den blanken Schädel gegen O'Key, «ich glaube, Sie sind katholisch, ich wollte Sie nicht beleidigen.»

«Bitte, bitte», winkte O'Key gnädig ab. «Wir sind hier ja nicht auf einem Konzil, um Religionsfragen zu diskutieren, sondern . . .»

«Haben Sie eigentlich diese Jane Pochon vorgeladen oder nicht?» fragte Pillevuit aus seinem Klubsessel heraus, ungeduldig und gereizt. «Kommt das Frauenzimmer? Ich habe meine Zeit nicht gestohlen . . .»

«Sie kommt, lieber Kommissar, sie kommt ganz bestimmt. Aber ich habe eine Bitte. Ich möchte keinen Schreiber zuziehen. Das Verhör soll nicht offiziell sein, uns nur zur Orientierung dienen. Kann einer der Herren stenographieren?»

«Ich», sagte O'Key vom Fenster her und hob dabei die Hand wie in der Schule. Der Kommissar grunzte.



Das Schweizerische Rote Kreuz tagte in Zürich

Bild oben: Die Vollversammlung im Zürcher Kongreßgebäude. Vordere Reihe: Professor Dr. Max Huber, der Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz; neben ihm Dr. A. v. Schultheß-Rechberg, der zurückgetretene Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes. Hintere Reihe links: Oberstdivisionär J. von Muralt, der neugewählte Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes. Bild unten: Eine Reminiszenz aus der Zeit der Grenzbesetzung. Drei ehemalige Präsidenten des Schweizerischen Roten Kreuzes als Inspektoren bei einer Sanitätsübung im September 1914. Von links nach rechts: † Oberst Kohler, Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes von 1928 bis 1929; † Oberst Bohny, Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes von 1918 bis 1928; Oberst von Schultheß, Präsident des Schweizerischen Roten Kreuzes von 1929 bis 1939.

Assemblée de la Croix-Rouge suisse à Zurich. En haut: l'assemblée plénière dans le Palais des Congrès. M. le professeur Dr Max Huber, président du Comité international de la Croix-Rouge, à côté de lui M. le Dr v. Schultheß-Rechberg, le président de la Croix-Rouge suisse qui vient de se retirer. Deuxième rangée, à gauche: le colonel divisionnaire J. von Muralt, nouveau président de la Croix-Rouge suisse. En bas: une réminiscence de l'occupation des frontières. Trois anciens présidents de la Croix-Rouge suisse, fonctionnant alors comme inspecteurs à des exercices des troupes sanitaires en septembre 1914. De gauche à droite: † le colonel Kohler, président de la Croix-Rouge suisse de 1928 à 1929; † le colonel Bohny, président de la Croix-Rouge suisse de 1918 à 1928; le colonel v. Schultheß, président de la Croix-Rouge suisse de 1929 à 1939.

Schweigen. Dann war von draußen durch die Tür ein zitterndes Klingeln zu hören, die Tür öffnete sich und ein Gerichtsdiener stand da, lang und bleich.

«Ist Frau Pochon schon da?» fragte Despine mit quäkender Stimme. Der Diener verneigte sich. «Führen Sie die Dame herein.»

Pause. Dann trat ein, angetan mit einem schwarzen Seidenkleid, das in allen Nähten krachte, Frau Jane Pochon. Sie war rot, dreifache Falten quollen unter ihrem Kinn, auf ihrem Haupte lag waagrecht, gehalten von einem grauen Haarknäuel am Hinterkopf, ein mit Federn geschmücktes, schiffartiges Gebilde. Der Rock schleppte nach, er verbarg die Füße. Irgendwie gemahnte Frau Pochon an jene riesigen Figuren, die auf dem Karneval in Nizza durch die Straßen geschleppt werden. Sie nahm auf einem Stuhle Platz, den ihr Herr Despine angeboten hatte. Von Pillevuit war nichts zu sehen, er hatte den Klubsessel so gekehrt, daß man nur die nackte Lehne sah — dadurch wirkte das Möbel unbewohnt.

«Madame», sagte der Untersuchungsrichter, «ich hoffe, Sie haben meine Einladung nicht mißverstanden. Es handelt sich, wie ich betonen möchte, nicht um eine Vorladung. Wir möchten einige Dinge erfahren, über die Sie vielleicht Bescheid wissen. Ein junger Freund von mir», er wies nach O'Key, der am offenen Fenster saß und dort mit einem Bleistift spielte, «der sich für die Sache interessiert, hat mich gebeten, der Unterredung beizuwohnen. Er möchte sich einige Notizen machen, denn er ist Journalist. Doch kann ich Ihnen versichern, es wird nichts in die hiesige Presse kommen. Der Herr ist Engländer.»

Despine sprach gedämpft, seine hellen Kugelaugen waren halb von den Lidern bedeckt, er hielt die Hände gefaltet und drehte die Daumen. Jane Pochon schwieg.

«Sie sind Haushälterin bei Professor Dominicé?»

Frau Pochon nickte.

«Schon lange?»

«Fünfzehn Jahre.» Die Stimme war heiser, merkwürdig dunkel, vielleicht wirkte sie auch nur so, weil das Zimmer von der Helligkeit einbrechender Sonnenstrahlen plötzlich erleuchtet wurde. Dann schleppte sich das Verhör weiter, über nebensächliche Fragen, deren Technik Herr Despine ausgezeichnet beherrschte, langsam sich näher tastend. Ob sie zufrieden sei mit ihrer Stellung? — Jawohl. — Ob der Professor nicht schwierig zu behandeln sei? — Durchaus nicht. — Wie ihre Arbeitszeit sei? — Unregelmäßig. — Die allzukurzen Antworten schienen Herrn Despine langsam nervös zu machen, sein Ton wurde schärfer. Am Fenster spielte O'Key immer noch mit seinem Bleistift und blickte auf seine Stiefelspitzen.

«Sie kannten natürlich», sagte Herr Despine und zündete langsam eine Zigarette an, «jenen englischen Sekretär, der viel bei dem Professor verkehrte? Jenen Crawley, der eines so merkwürdigen Todes gestorben ist?» «Ich habe ihn gesehen, ein- oder zweimal», dabei warf Frau Pochon einen seltsam prüfenden Blick auf O'Key, den dieser wahrnahm, aber sich nicht recht erklären konnte. Erst bei der nächsten Frage des Untersuchungsrichters, wer sonst noch bei dem Professor verkehre, und Frau Pochons Antwort: meistens Ausländer, mußte O'Key plötzlich an Madge denken. Er hatte sie seit dem Abend, dem sonderbaren Abend, der mit Thévenoz' Erscheinen geendet hatte, nicht mehr gesehen. Und er hatte sie damals heimbegleitet, gewiß, aber nur wenig gesprochen. Es war sehr ruhig und schön in dem Wagen gewesen, dann hatte er noch in Madges Zimmer Tee getrunken, und dann war er heimgegangen. An jenem Abend, vorgestern war das, hatte er gar nicht mehr an den Fall gedacht und auch Madge nichts gefragt. Aber Madge mußte etwas wissen, etwas, vor dem die dicke Frau da Angst hatte. Vielleicht war es etwas scheinbar Nebensächliches. O'Key kritzelte eifrig eine Notiz auf seinen Block — da schreckte ihn eine im Gegensatz zu den vorherigen, scharf gestellte Frage auf: «Wo haben Sie diesen Shawl verloren, Frau Pochon?»

Schweigen. Deutlich war das Summen einer Wespe zu hören, tiefe Atemzüge und das Knistern des schwarzen Seidenkleides.

Dann wieder die ruhige Stimme Despines: «Nun, das hat ja nicht viel auf sich, vielleicht ist es auch gar nicht ihr Shawl, es war nur eine einfache Frage.»

«Das gehört nicht mir», sagte Frau Pochon gepreßt.

«Nun gut, meine liebe Dame, wir wollen uns mit diesen Kleinigkeiten nicht aufhalten. Aber der Professor beschäftigt sich viel mit Giften, nicht wahr?»

«Ich kümmere mich nicht um seine Arbeiten.»

«Nicht möglich? Sie, seine Mitarbeiterin, denn es ist doch ein offenes Geheimnis, daß Sie früher ein bedeutendes Medium waren, daß Professor Dominicé sogar ein Buch über sie geschrieben hat, ein sehr interessantes Buch, in welchem er einige Ihrer Unwahrheiten, Ihrer unbewußten Unwahrheiten, will ich mich beeilen hinzuzufügen, auf eine geniale Art entlarvt hat. Und Sie sollten nichts von seinen Arbeiten wissen? Das ist doch kaum glaublich.»

«Es ist aber so.» Frau Pochon hatte ein Taschentuch gezogen, dem ein leichter Kampfergeruch entströmte und wischte sich die Stirne, die mit Tropfen überdeckt war. «Es ist so heiß hier», klagte sie.

«Aber, daß er Morphinist ist, das wissen Sie», stellte Herr Despine fest, und plötzlich war er aufgesprungen, hatte sich über den Tisch gebeugt und seine hellen Kugelaugen glotzten böse.

«Ja», flüsterte Frau Pochon, und dann brach ein Redestrom los, der Herrn Despine in seinen Stuhl zurückwarf. Sie habe dem Professor oft gesagt, er solle das Gift lassen, aber es habe nichts genützt, es sei nur immer ärger geworden. Angefangen habe es vor einem Jahr, da habe der Professor Neuralgien gehabt und habe nächtelang nicht geschlafen, und dann habe er eben begonnen, aber als die Schmerzen vorbei gewesen seien, habe er nicht aufhören können, und habe immer behauptet, er könne besser arbeiten mit dem Gift, und das sei ja wahr, im Anfang habe er viel geschrieben, damals habe er auch das neue psychologische Laboratorium eingerichtet und zwei Assistenten eingestellt und Material gesammelt für ein großes Werk über die Hallo-, Halla-, Hallizunationen . . . «Halluzinationen», korrigierte O'Key sanftmütig vom Fenster her, erhielt einen dankbaren Blick und dann floß der Redestrom weiter. Der Professor habe auch mit ihr experimentieren wollen, aber sie sei zu alt, sie falle nicht mehr in Trance. Da habe er diesen Crawley entdeckt, diesen Sekretär, der sei leicht beeinflußbar gewesen, auch habe er immer seine Träume für den Professor aufschreiben müssen, er sei viel mit dem Professor zusammengewesen, bis . . . hier stockte Frau Pochon.

«Nun, bis . . .?» ermunterte der Untersuchungsrichter und betrachtete aufmerksam seine Hände, deren Finger wie glatte Grottentiere wirkten.

«Sie haben sich gezankt», sagte Frau Pochon leise, «ich habe nur gehört, daß der Professor etwas von ‚unsauberen Machinationen' gesagt hat . . .»

«Wann war das?» fragte O'Key vom Fenster her und erhielt einen bösen Blick des Untersuchungsrichters.

«Ja, aaaber», sagte Herr Despine, «wir haben hier eine Karte, mit des Professors Schrift, die Crawley auf den Abend des —, wir hatten zuerst das Datum übersehen, aber hier in der Ecke steht es —, auf den Abend des 22. Juni zu sich eingeladen. Sehr freundschaftlich sogar. Da muß doch eine Versöhnung stattgefunden haben, oder?»

«Vielleicht», sagte Frau Pochon und schloß den Mund, definitiv.

«Wo waren Sie in der Nacht vom 25. auf den 26. Juni?

Frau Pochon schwieg. Dann schrak sie plötzlich zusammen, denn der Fauteuil, der ihr seine nackte Lehne zugekehrt hatte, so, als sei er unbewohnt, hatte einen Satz nach hinten gemacht und nun stand vor ihr ein blondes, kleines Ungetüm mit wehendem Bart, und höhnische Fragen prasselten auf sie herab.

«Ja, in der Nacht, in der Eltester ermordet worden ist, wo waren Sie da? Und dieser Shawl gehört nicht Ihnen? Und Sie waren nie in einer Apotheke? Und der alte Professor hat sein Gift durch himmlische Boten bekommen . . .»

«Himmlische Boten», stotterte Frau Pochon, ehrlicher Schrecken war auf ihrem Gesicht, so daß Pillevuit erstaunt schwieg über die Wirkung dieses so alltäglichen Vergleichs.

«Himmlische Boten», murmelte Frau Pochon, und sie nickte mit dem Kopf, während ihre Lippen sich langsam von den Zähnen zurückzogen. Sie wirkte wirklich unheimlich, diese alte Frau.

Aber Kommissar Pillevuit hatte sich schon wieder gefaßt.

«Also, Sie geben zu, daß Sie in der Nacht vom 25. zum 26. Juni bei Eltester waren, zusammen mit Professor Dominicé.»

Frau Pochon schien die Frage gar nicht gehört zu haben, sie starrte gebannt auf die Hände des Untersuchungsrichters, am Kommissar vorbei, denn diese Hände spielten mit einer Münze und von dieser Münze konnte Frau Pochon nicht die Augen lösen.

«Wo haben Sie die Münze gefunden?» fragte sie atemlos.

«Wissen Sie das nicht? Dort, wo wir Ihren Shawl gefunden haben. Wollen Sie nicht zugeben, daß Sie den Apotheker gekannt haben?»

«Sie sollten mir die Münze geben», sagte die alte Frau ruhig, «das ist nichts für Sie, das könnte gefährlich werden.»

«Halten Sie uns für Kinder?» schnaubte Pillevuit böse. «Kinder, die sich vor Hexen und solchen Dingen fürchten? Oder etwa vor Geheimgesellschaften, religiösen oder politischen? Wollen Sie mir jetzt bitte eine genaue Antwort geben, wo Sie in der Nacht vom 25. auf den 26. Juni waren? Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie gesehen worden sind, und zwar nicht nur von einem Zeugen.»

Da kam wieder das Zurückziehen der Lippen, das wie ein höhnisches Lächeln wirkte, und dann sagte Frau Pochon:

«Das ist nicht gut möglich. Bis Mitternacht war ich mit Sir Eric Bose zusammen und dann war ich daheim, denn mein Sohn hatte Fieber und ich mußte ihn pflegen. Um sechs Uhr morgens hat mich Sir Eric im Auto abgeholt, und ich habe meinen Sohn einer Nachbarin übergeben. Sir Eric meinte, ich sei müde und brauche Erholung.»

«He?» fragte Kommissar Pillevuit, sein Mund stand hilflos offen, er wandte sich zum Fenster, wo O'Key jetzt aufrecht stand und die beiden sahen sich an, viel zu verwundert, um ein weiteres Wort zu finden. Herr Despine, der Untersuchungsrichter, faltete ergeben die Hände, seufzte, zündete dann eine Zigarette an und sagte sehr still:

«Wenn sich die Herren von ihrem Erstaunen erholt haben, könnten wir vielleicht die Aussagen von Madame kontrollieren. Wie kommt es aber, daß Sie mit einem immerhin angesehenen Diplomaten so intim sind?»

Frau Pochons Gesichtsfarbe, die nach der lächelnden Aussage auf ein zartes Rot zurückgegangen war, dunkelte augenblicklich nach. Jetzt war es die Haushälterin, die aufrecht dastand, die Fäuste auf die abstehenden Stäbe des Korsetts gestemmt, und sie schrie los, wie ein wütendes Marktweib.

Für wen man sie eigentlich halte, keifte sie, sie stamme aus einer anständigen Familie, sie habe Manieren, wenn auch ihr verstorbener Mann ein Lump gewesen sei, so habe das nichts zu sagen, sie habe ihre Torheit schwer genug büßen müssen. Und ihr Sohn sei ein Künstler, ihr Sohn verfertige wunderbare Töpferarbeiten, und für diese habe sich Sir Eric interessiert. Und er habe sie besucht, er sei ein feiner Mann, er habe ihren Sohn zu würdigen gewußt, er sei ihr Freund, und überhaupt habe sie genug von dieser Ausfragerei. Wenn man ihr die Sünden des Professors aufbürden wolle, so werde sie schon wissen, wie sie sich zu wehren habe, sie habe mächtige Freunde. — In ihren Mundwinkeln bildeten sich kleine Schaumbläschen. Als sie zu einer neuen Rede ansetzte, stand plötzlich O'Key hinter ihr, sein roter Haarschopf überragte den Federschmuck ihres Hutes und laut sagte er in das Ohr der Frau:

«Attalus III., Philometor, Sohn der Stratonike, letzter König von Pergamo, besaß einen Giftgarten, in dem wuchsen hundertundzweiunddreißig verschiedene Pflanzenarten, als da sind: Schierling, Bilsenkraut, Nießwurz und Aconit. Der römische Schriftsteller Flavius aber erzählt, daß in einem Feldzug gegen die Parther die Soldaten ein Kraut aßen, das geisteskrank machte, bevor es tötete.»

«Was wollen Sie . . ., was wollen Sie . . . damit sagen?»

«Nichts», sagte O'Key still, «nur in Ruhe telephonieren. Sie erlauben?» fragte er und hob schon den Hörer ab, stellte eine Nummer ein, die er auswendig zu wissen schien, fragte, wer am Apparat sei, führte dann ein Gespräch auf Englisch; es war kurz. Dann sagte er über die Achsel:

«Lassen Sie die Frau gehen, Herr Richter. Was sie gesagt hat, wird von Sir Eric bestätigt.»

Aber Herr Despine brauchte kein Wort zu sagen. Bevor er noch den Mund hatte öffnen können, klappte die gepolsterte Tür hinter einem wehenden schwarzen Rock zu.

Es wären noch zwei Kleinigkeiten mitzuteilen, die erste: Nach dem Weggang Jane Pochons entdeckte der Untersuchungsrichter das Fehlen jener kleinen Medaille, die O'Key als ein Amulett jener Sekte bezeichnet hatte, die unter dem Namen basilidianische Gnosis im alexandrinischen Aegypten geblüht hatte. Aber Herr Despine sowohl als auch der Kommissar waren zu erschöpft, um aus dem Verschwinden dieser Münze die juristischen Konsequenzen zu ziehen. Vielleicht hielt sie auch das zweite Geschehnis von weiteren Schritten ab.

Es hieß nämlich am selben Tag noch, man habe im «Palais» noch nie soviel Bremen, Mücken, Wespen, Hummeln bemerkt wie heute, und zwar erst nach dem Weggehen einer alten Frau mit hochrotem Gesicht, die murmelnd und scheinbar sehr gereizt, durch die Gänge gefegt sei. Ja, Polizist Malan, an den wir uns erinnern, und der an diesem Tag Dienst vor dem Tore hatte, behauptete sogar, die Frau habe dieses Ungeziefer angelockt. Denn sie sei die Rue Verdaine hinab verschwunden, umgeben von einem ganzen Schwarm Ungeziefer, und er selber, Malan, sei von drei Bremen und vier Wespen gestochen worden. Die Frau aber habe etwas in der Hand gehalten, was nicht zu erkennen gewesen sei, und auf dieses Etwas habe sie eingesprochen, als wolle sie ihm Befehle erteilen.

Nun, Polizist Malan trank gern, das wissen wir, er war ein Waadtländer Bauernsohn, ganz hinten aus dem Jura, und dort sind die Leute abergläubisch. Es ist selbstverständlich, daß keiner der beiden Kriminologen an solche Ammenmärchen glaubte. Merkwürdig bleibt immerhin ein Ausspruch O'Keys, der seinen historischen Tag zu haben schien. Nach dem Weggang der Frau Pochon wurde er nämlich zuerst gefragt, was er mit seinem Attalus III., Philometor, eigentlich gemeint habe.

«Bluff», sagte O'Key, «haben Sie noch nie bemerkt, daß man schreiende Leute sofort mit einem historischen Ausspruch mundtot machen kann?»

Pillevuit saß darauf lange schweigend, dann sagte er: «Ich glaube Ihnen nicht recht, Irokese, Sie sind ein ganz Durchtriebener. Aber das ist ja gleichgültig. Jetzt sollten wir wohl den Professor doch vornehmen, nicht wahr? Oder gar verhaften?»

«Vorsicht, meine Herren», flötete Herr Despine und machte die Stimme des Sonnette dichtenden Staatsanwalts so ausgezeichnet nach, daß die beiden andern lachten, «lassen wir unsere Genfer Berühmtheit in Frieden, wir besitzen so wenig hervorragende Mitbürger von internationaler Bedeutung.»

«Richtig», sagte O'Key, «halten wir uns vorläufig an dieses Argument. Es ist so gut wie ein anderes. Vielleicht

kann ich Ihnen morgen weitere Neuigkeiten mitteilen. Ich treffe heute nachmittag einen Bekannten . . .»

Da klopfte es, der Gerichtsdiener trat ein, lächelnd, und wandte sich vertraulich an Herrn Despine. Die beiden kannten sich schon lange, und der Diener wußte von seines Vorgesetzten Schwäche für Klatsch.

«Es wird erzählt . . .» begann er, und dann berichtete er von dem seltsamen Raunen in den Gängen, von der Frau, die Fliegen und Ungeziefer herbeigezaubert habe. Herr Despine lachte schallend, er krähte sogar, als er vom zerstochenen Malan hörte und Kommissar Pillevuit stimmte mit tiefem Gurgeln in dieses Lachen ein. Nur O'Key blieb schweigsam. Als die Herren sich dann einigermaßen beruhigt hatten, geschah jener zweite Ausspruch O'Keys.

«IAO», sagte er, «ist ein anderer Name für Abraxas. Und im Louvre-Papyrus steht zu lesen: ‚Sprecht nicht den Namen IAO aus unter der Strafe des Pfirsichs'. Das will heißen: Steinfrüchte enthalten in ihrem Kern Bittermandelöl; vielleicht ist es gut, daß Frau Pochon das Amulett mitgenommen hat.»

Erst jetzt bemerkte Herr Despine das Fehlen der Münze mit dem Fliegengott. Und vielleicht doch beeinflußt durch den Ausspruch O'Keys beschloß er, jeglichen Schritt zu ihrer Wiedererlangung zu unterlassen. Nachher freilich erinnerte er sich an O'Keys Bemerkung von der Mundtotmachung durch historische Zitate. Er schämte sich ein wenig, aber dies schadet nichts, da O'Key zusammen mit dem Kommissar schon das Zimmer verlassen hatte.

5.

In der Gegend der Palanterie, jenes Sumpfes, der den Genfern im Winter als Schlittschuhlaufplatz dient, aber noch weiter gegen die französische Grenze zu, steht eine einsame Bank am See. Man kann sie auf zwei Wegen erreichen. Der eine führt von der Tramhaltestelle über die Felder, der andere hält sich an das Seeufer und kommt vom Port-Noir. Es war tiefer Nachmittag, als zwei Herren, jeder von einer andern Seite kommend, sich an dieser Bank trafen. Sie lächelten, als sie sich sahen, zogen beide die Uhren, nickten. Der eine, von unbestimmbarem Alter und neutralen Gesichtszügen, trug trotz der Hitze einen steifen, runden Hut, eine «Melone», und war in dunkles Blau gekleidet. Der andere trug einen grauen Flanellanzug, weißes offenes Sportshemd. Die Sonne hatte den See in eine glattpolierte Silberplatte verwandelt; sein Anblick schmerzte.

«Colonel», sagte O'Key, «verzeihen Sie meinen Anruf. Aber es war wichtig.»

«Es war ganz richtig, Simp», sagte der Kammerdiener Charles, «wenn ich alter Esel Fehler mache, so muß ich sie auch ausbaden. Ich werde es mir nie verzeihen, daß ich meinen Alten an dem Morgen hab' entwischen lassen. Kannst du dir vorstellen, wie erstaunt ich war, als ich um acht Uhr ihm sein Frühstück bringen wollte, und kein Mensch da war?»

«Doch, Colonel», sagte O'Key, «das kann ich mir lebhaft vorstellen.»

«Mach keine Witze. Sonst zieht sich der Alte nie ohne mich an. Aber ich sage, die dümmsten Leute werden raffiniert, sobald sie alt werden. Sie verlegen sich dann aufs Intrigieren, weil ihnen die Liebe nichts mehr zu sagen hat. Schon dort unten, Charles winkte in die Ferne, «hat er mich übers Ohr gehauen mit seiner plötzlichen Landesverweserschaft. Nur gut, daß man mir in London keinen Strick daraus gedreht hat.»

«Ach, die wissen dort auch, daß es nicht immer einfach ist, alles zu erfahren. Aber sagen Sie, Colonel, wie ist die Vertreibung des Maharaja vor sich gegangen?»

«Offen gestanden, Simp, ich bin selbst nicht ganz nachgekommen. Das Ganze hat mit einer Spekulation zu tun, unser Alter hat sich mit der Standard-Oil zu tief eingelassen, und dann ist Petroleum entdeckt worden, dort unten, in Jane Nagar. Und der Fürst war noch ein ganz junger Mensch, ein anständiger Kerl, der war gegen die amerikanischen Interessen. Diese wurden vertreten von einem Missionar, der aussah, als käme er direkt aus dem ‚Regen' von Maugham. Der alte Eric Bose war delegierter Berater oder beratender Delegierter vom indischen Vizekönig bei dem Maharaja. Es war ja schon eigentlich Hochverrat, daß Bose sich mit der Standard-Oil eingelassen hat. Aber ich bin zu spät gekommen. Als ich hinkam, war schon alles im Gleiten; der alte Bose hat zusammen mit dem amerikanischen Missionar das Volk gegen den jungen Fürsten aufgeputscht, und der Fürst, in seiner Anständigkeit, hat abgedankt.» Schweigen, langes Schweigen. «Er hat abgedankt, der Maharaja Jane Nagar, weil er zu anständig war», wiederholte Charles; seine Stimme war traurig. «War ein Gentleman, der junge Fürst, sah aus wie Krishnamurti, der Heiland der Theosophen. Ja.»

«Und Sie wissen nicht, Colonel, wo der junge Fürst steckt?»

«Steckt?» wiederholte Charles gereizt, «sprechen Sie anständig, junger Mann. Seine Majestät residiert irgendwo, ich vermag nicht, den Ort näher zu bezeichnen. Aber sie ‚steckt' nirgends.»

O'Key unterdrückte sein freches Bubenlächeln. Man durfte dem Colonel nicht zu nahe treten.

«Aber, was ich Sie noch fragen wollte, wie kommt der alte Bose zu der Witwe Pochon? Die zwei haben doch nichts gemein?»

«Der Sohn, Simp, der Sohn der Witwe», beschwörend hob Charles die flachen Hände, «vergiß den Sohn nicht, ich bitte dich. Der Kerl ist unheimlich. Er sieht aus . . . ja, wie sieht er aus? Wie seine Mutter, wenn sie eine Entfettungskur durchgemacht hätte. Kannst du dir das vorstellen? Die Haut ist ihm zu weit, überall Falten und Runzeln, und doch ist er jung, sehr jung. Uebrigens, seine Mutter ist eine Hexe», sagte Charles ganz ernst; der Ernst dieser Behauptung hätte bei einem Agenten des J. S. eigentlich komisch wirken müssen, aber auch O'Key blieb ernst; wenn er aus Irland stammte, so stammte Dealdonel aus Schottland. Und das hielt sich, was Aberglauben betraf, die Waage.

«Aber», rief O'Key plötzlich, «warum, Gott verdamm ihre Seele (Charles stieß ein begütigendes ‚Psch' aus), warum hat man denn Crawley umgebracht?»

«Das zu entdecken, dazu bist du da, Simp, und, bitte, fluche nicht mehr. Ich bin ein alter Militär, aber ich liebe das Fluchen nicht. Das einzige, was ich dir sagen kann, ist, daß Crawley am Abend des 23. Juni mit meinem Alten einen großen Krach gehabt hat. Ich hab nichts davon gewußt, ich hab dir ja gesagt, ich war gar nicht da. Der Etagenkellner hat es mir gestern erzählt, ein wenig spät. Aber sie haben gegeneinander getobt, wie zwei Stiere (so sagte mein Gewährsmann), und dann kam Crawley mit einer Mappe unter dem Arm aus dem Zimmer gelaufen, sprang die Treppen hinunter, ohne Hut, und war fort. Um zehn Uhr ist dann der alte Bose ebenfalls ausgegangen.»

O'Key blieb stumm und seine Nase wackelte.

«Hä!» stieß er dann so laut hervor, wie Pillevuit am Morgen. «Ein unerträglicher Kerl, dieser Crawley. Zuerst hat er mit dem Professor Krach, eine Woche vor seinem Tode, dann mit seinem Vorgesetzten, und um allem die Krone aufzusetzen, erlaubt er sich auch noch auf mysteriöse Art ums Leben zu kommen. Und ich, ausgerechnet ich, soll nun seinen Tod rächen. Schauderbar.» Er schüttelte sich.

«Ruhig, mein Junge», sagte Charles, «alles wird sich aufklären, du kriegst Beförderung und ich gehe in Pension. Bin schon zu alt, hab ein Landhaus, von dem erzähl ich immer dem Etagenkellner, dorthin will ich ziehen. Und dann will ich versuchen, einen ganz dunkelblauen Rittersporn zu züchten, fast schwarz muß er werden, so wie mein Anzug. Kannst du dir vorstellen, so eine lange, lange Blütenrispe, ganz dunkel, und viele dieser Blumen in einem Rasen, in einem englischen Ra-

IRIUM GLÄNZT IHRE ZÄHNE

Rosemary Lane, Star of Warner Bros. Pictures, appearing in "Four Daughters".

Es ist eine wahre Freude, sich die Zähne mit IRIUM-haltigem Pepsodent zu reinigen. Sobald es die Zähne berührt, fühlen Sie die angenehme Wirkung seines belebenden, erfrischenden Schaumes. Und welch wohlig prickelndes Gefühl der Frische bleibt in Ihrem Munde zurück! Doch der grösste Beweis... Schauen Sie in den Spiegel, wenn Sie eine Überraschung haben wollen. Sie werden erstaunt sein über den neuen, reizvollen Glanz Ihrer Zähne. Nur Pepsodent Zahnpaste kann solch blendendes Weiss hervorbringen. Denn Pepsodent enthält Irium, die hervorragende Entdeckung mit der erstaunlichen Reinigungskraft. Beginnen Sie noch heute mit der Pepsodent-Zahnpflege.

Preis Fr. 1.80 und 1.10 per Tube

Die grosse Tube ist vorteilhafter!

VERWENDEN SIE PEPSODENT-ZAHNPASTE
...SIE ENTHÄLT IRIUM

sen, versteht sich, denn hier wissen die Leute ja gar nicht, was ein Rasen ist.»

Er blickte träumerisch über den See, der dunkel geworden war, denn die Sonne war schon tief.

«Wie jetzt der See ist, so muß sie werden, mit einem kleinen Schuß Purpur und heißen wird sie Delphinium hybridum ‚Colonel'. Oder soll ich ihr deinen Namen geben, mein Junge?» Die Stimme war ein wenig ängstlich.

«Aber nein, Colonel, der andere ist viel schöner.»

«Nicht wahr, man denkt dann an einige ganz hübsche Stunden? Nun, gute Nacht, mein Junge. Mach's gut.»

«Gute Nacht, Colonel.»

Dann war die Bank leer. Ein Wind, der von den Voirons kam, bemühte sich, das Loch zu füllen, das der heiße Spiegel des Sees in die Luft gebrannt hatte.

FÜNFTES KAPITEL

1.

Baranoff, wie sich Agent 72 in Genf nannte, jener Mann mit der großporigen Gesichtshaut, der den alten Professor in der Lathan-Bar so sehr erschreckt hatte, bewohnte in einem kleinen unscheinbaren Hotel an der Route de Chêne ein einfaches Zimmer. Er empfing wenig Besuch. Des Morgens kam seine Privatsekretärin, jene Natalja Kuligina (Agentin 83), die bei Fräulein Sorel wohnte und brachte ihm Briefe, die sie zuvor aus einem Postfach an der Rue d'Italie geholt hatte. Dann sah Herr Baranoff viele Zeitungen durch, ausländische und einheimische, und dann diktierte er gewöhnlich einige Antworten.

Am heutigen Morgen war er guter Laune, hatte sich in einen Plüschsessel vergraben und lutschte an dem Kartonmundstück einer ausgegangenen Zigarette. Dazu summte er Melodiefetzen. Er begann mit den «Wolgaschleppern», wechselte hinüber zu «Valentine» und endete mit der «Internationale». Er summte die Melodien falsch, aber immerhin erkennbar.

Da trat Natascha ein.

«Guten Morgen», sagte Baranoff gnädig, «gut geschlafen, Natascha?»

Ja, er nannte seine Sekretärin Natascha, und seine Sekretärin hatte nichts dagegen. Denn Herrn Baranoffs Erotik hatte sich schon lange zu einer allgemeinen Liebe für die Verdammten dieser Erde sublimiert, der etwa übriggebliebene Rest beschäftigte sich mit gutem Essen und Trinken. Herr Baranoff hatte einen Spitzbauch.

Natascha nickte, ohne eine Gegenfrage zu tun. Herr Baranoff empfand dies nicht als Beleidigung. Er wußte, Natascha war schweigsam. Er streckte die Hand aus, empfing zwei Briefe, einen Stadtbrief und einen Brief mit einer indischen Marke.

«Sie sollten den Professor in Ruhe lassen, Kostja.» (Herr Baranoff hieß Konstantin, es war die Schuld seines Vaters, der in einer kleinen russisch-polnischen Stadt koscheres Fleisch verkauft hatte, und auch eine Pension hatte er gehabt, die aber hatte die Mutter geführt. Konstantin klingt nicht jüdisch, hatte der Vater gedacht, denn es war damals die Zeit der Pogrome, und in einem Pogrom war der alte Vater erschossen worden.)

«Mmmhmm», brummte Herr Baranoff, in den tiefen Lagen anfangend, dann steigend. «Und warum das?»

«Weil es schmutzig ist, der Mann weiß doch nichts, warum wollen Sie ihn zugrunde richten?»

«Darum», sagte Herr Baranoff. «Weil er ein Intellektueller ist, weil er mir in meine Angelegenheiten hineinpfuschen will, weil ich der Dritte bin, der den Vorteil hat, wenn zwei sich prügeln. Der indische Fürst und England auf der einen Seite — das amerikanische Kapital auf der andern, wer trägt den Sieg davon? He? Wetten, daß es Kostja ist? Und dann setzt sich Kostja zur Ruhe, aber nicht im Sowjetparadies, in Paris vielleicht, ja, oder in Burgund, dort ist die Küche noch wunderbar, nicht zu sprechen vom Wein.»

«Und Sie verraten die Partei?» fragte Natascha böse. «Haben Sie nicht Angst, daß ich Sie anzeige?»

«Verrate? Die Partei? Du schnappst über, mein Kind. Ich will nur Provision, und die teilen wir. Das Geschäft kann die Partei dann allein aufziehen. Ich nehme Provision rechts, ich nehme Provision links und betrüge auf beiden Seiten. Aber ehrlich bleibe ich, denn schließlich bekommt Rußland doch die Sache in die Hand. Und Geld stinkt nicht. Non olet», fügte er hinzu, um zu zeigen, daß er das Gymnasium besucht hatte.

Dann hatte er plötzlich den Brief mit der indischen Marke in der Hand, öffnete ihn mit seinem aufgeklappten Taschenmesser, studierte ihn lange, nahm auch ein kleines Notizbuch zuhilfe sowie einen Bogen weißen Papiers, auf welchem er Berechnungen anzustellen schien, räusperte sich, schien etwas sagen zu wollen, schwieg aber wieder. Natascha hatte eine Reiseschreibmaschine unter dem Bett hervorgezogen, das Frühstücksgeschirr auf dem Tisch beiseite gerückt, sich niedergesetzt und gewartet. Dann wurde sie ungeduldig, ging ans Fenster und öffnete es. Herein drang der Geruch von feuchtem Asphalt, ein Sprengautomobil zog die weißen Fächer seiner Wasserstrahlen an den Bordschwellen entlang. Ein kleiner Milchwagen, blau wie ein himmlisches Schaf, rasselte aufgeregt mit einer Glocke.

Da hörte Natascha Herrn Baranoff sagen: «Hör zu.» Sie drehte sich um, kam langsam auf den Tisch zu, setzte sich und stützte das runde Gesicht in die Hand. Die Schreibmaschine schien ihr wie der Mund eines Fabeltieres, aber alle Zähne dieses Mundes waren plombiert. Sie mußte selber lachen über die dummen Vergleiche, die ihr einfielen.

«Es geht vorwärts», sagte Baranoff. «Der Missionar, der Amerikaner, weißt du, der Sir Bose mit der Standard-Oil in Verbindung gebracht hat, arbeitet eigentlich für uns. Weißt du, was er macht? Er hat dort unten amerikanische Wahlmethoden eingeführt, und durch diese sind ein paar Leute ans Ruder gekommen, die nun Kirchen bauen wollen und Tempel zerstören. Es hat schon Ausschreitungen gegeben. Die Partei des vertriebenen Fürsten konspiriert gegen den Missionar, und der hat sich eine Leibgarde angeschafft, von bekehrten Bergbauern. Es gärt. Und das ist die Hauptsache. Wir sind immer dankbar, wenn andere Unzufriedenheit stiften.

(Fortsetzung Seite 894)

Wind, Sonne und Kälte können den frischesten Teint zerstören, wenn man ihm kein Olivenöl zuführt. Weichen Sie dieser Gefahr aus, indem Sie Palmolive zur Seife der ganzen Familie machen. Sie ist so mild für die Kinder, so wohltuend für die Eltern.

Aber vergessen Sie nicht, daß Palmolive vor allem die Seife der natürlichen Schönheit ist, denn sie wird mit Olivenöl hergestellt. Ueber 20000 Schönheitsspezialisten sagen Ihnen: Vertrauen Sie Ihre Schönheit jeden Tag der Palmolive Seife an.

Schützen Sie Ihren hübschen Teint und Sie schützen gleichzeitig Ihr Glück. Das einfachste und sparsamste Mittel dazu ist die regelmäßige Anwendung von Palmolive, der Olivenölseife.

VERWENDEN SIE PALMOLIVE SHAMPOO FÜR IHRE HAARE — ES STÄRKT SIE, MACHT SIE GLÄNZEND UND LUFTIG!

10

GARANTIE

für beste Leistung bietet die schweizerische Uhrmacherkunst. Die besten Erzeugnisse davon sind im Uhrenpavillon der Schweizerischen Landesausstellung zu sehen. Die ausgestellten Uhren sind bei den guten Uhrmachern in der ganzen Schweiz erhältlich.

DIE GUTE SCHWEIZER-UHR BEIM GUTEN UHRMACHER

Unsere Leute organisieren die Kleinbauern, besonders die, die am Fluß wohnen und die andern, die in der Nähe der Oelfelder angesiedelt sind. Hoffentlich schlagen sie den Missionar nicht tot, das wäre unangenehm, Amerika müßte dann einschreiten. Die dialektische Methode ist mir lieber, und sicherer ist sie auch.»

«Die dialektische Methode!» sagte Natascha und betrachtete aufmerksam die Tastatur der Schreibmaschine. «Und Sie sind ganz sicher, Kostja, daß die dialektische Methode Erfolg haben wird?»

«Nun, ich glaube, daß dies durch die Untersuchungen Marxens, Plechanoffs und Lenins endgültig festgestellt worden ist.»

«Also, Sie prophezeien, Kostja, Sie prophezeien aus Büchern.»

Herr Baranoff zündete eine Zigarette an und zog den Rauch tief in seine Hühnerbrust. «Deine Skepsis gegenüber den Richtlinien der Partei wird manchen sicher interessieren. Schreib jetzt.» Herrn Baranoffs farblose Augen starrten böse, er sah aus, wie ein gereizter, an Fettsucht leidender Kater.

«An den Vorsteher des Departements
für Justiz und Polizei
Genf.

Herr Staatsrat,

Unverantwortliche fremde Elemente treiben mit den altbewährten Institutionen einer der ältesten Demokratien Europas ihr frevelhaftes Spiel. Sie wagen es, unter dem Vorwand, der Polizei Hilfe zu leisten, notwendige Verhaftungen zu unterbinden. Ist es Ihnen nicht aufgefallen, in wieviel Widersprüche sich ein Universitätsprofessor verwickelt hat, als er, inoffiziell, über den geheimnisvollen Mordfall an der Place du Molard ausgefragt wurde? Außerdem fühle ich mich verpflichtet, Sie von einer unbekannten Tatsache in Kenntnis zu setzen. In das Irrenhaus Bel-Air ist vor einiger Zeit ein Patient eingeliefert worden, der sicher interessante Aufschlüsse geben könnte. Auch sogenannte Geisteskranke, selbst wenn sie als Zeugen untauglich sind, können in ihrem Delir wichtige Fingerzeige geben, die auf eine Spur führen.»

«Führen . . .» wiederholte Natascha, das Knattern der Hebel, das wie das Steppen eines verrückt gewordenen Tänzers geklungen hatte, verstummte, draußen schrie eine Straßenbahn, weil es so schwer für sie war, die Kurve zu nehmen.

«Ich würde Ihnen raten, sehr geehrter Herr Staatsrat, sich um Auskunft an eine Aerztin zu wenden, die in besagtem Irrenhaus Dienst tut und die versucht, der Justiz wichtige Fakten vorzuenthalten. Als ehrlicher Schweizer Bürger, den die Ausländerwirtschaft anekelt, die immer mehr überhand nimmt (Baranoff zerdrückte ein Lächeln), möchte ich Sie, Herr Staatsrat, in Ihrer schweren Säuberungsaktion — (streich schwer und schreib schwierig) — schwierigen Säuberungsaktion unterstützen und unterbreite Ihnen daher diese Fakten. Es ist nötig, mit einem eisernen Besen (den Besen unterstreichen) diesen ganzen ausländischen Schmutz aus unserem schönen Lande zu kehren.

In der Hoffnung, daß meine bescheidene Hilfe Ihnen von Nutzen sein wird, zeichne ich mit ergebenster Hochachtung

ein Freund der Genfer Justiz.»

«Der Genfer Justiz . . .» sagte Natascha, drehte die Walze, um das eingespannte Papier so schnell wie möglich zu befreien, hielt plötzlich inne und blickte zur Türe. Diese öffnete sich langsam, ein roter Haarschopf leuchtete in der Spalte, dann erst war ein leises Klopfen zu hören.

2.

«Herein», sagte Baranoff, er saß mit dem Rücken zur Tür, wandte sich nicht um, denn er dachte, es sei das Zimmermädchen, das das Frühstücksgeschirr holen wolle.

O'Key trat ruhig an den Tisch, nahm den Brief auf und las ihn. Natascha hinderte ihn nicht daran, es schien ihr sogar recht zu sein, daß der Brief gelesen wurde.

«Ich würde ihn nicht abschicken, an Ihrer Stelle, Monsieur», sagte O'Key, und Baranoff, der zum Fenster hinausgesehen hatte, fuhr herum.

«Ach, Sie sind's», sagte er und beruhigte sich wieder. O'Key ließ sich in einen Fauteuil fallen und seine Gelenke knackten.

«Ich hab zu wenig Sport getrieben, in der letzten Zeit, bin ganz eingerostet. Aber, was den Brief betrifft, ich würde ihn nicht abschicken.»

«Und warum nicht?»

«Weil ich sonst meinem Freund, dem Kommissar, erzählen müßte, wer den Brief geschrieben hat. Und das könnte sehr unangenehm werden für den ‚Freund der Genfer Justiz'.»

«Wäre das fair?» fragte Baranoff.

O'Keys Augen wanderten im Zimmer umher, blieben am Waschtisch haften, er stand auf, machte über der Schüssel die Gebärde des Händewaschens.

«Was ist fair, Monsieur?» fragte er dagegen. «So möchte ich, in Anlehnung an Pilatus fragen. Wir spielen ein Spiel, und das Spiel hat nur eine Regel: Erfolg. Nicht wahr? Was hat da die Fairneß zu suchen? Es gefällt mir nicht immer, das Spiel, aber es ist ja nicht die erste Partie, die wir spielen, nicht wahr, Zweiundsiebzig? Wir wissen zuviel voneinander. Sie sind offizieller Korrespondent der ‚Prawda', ich bin vom ‚Globe', was wir daneben treiben, ist gleichgültig. Aber arbeiten Sie mit den Behörden, so konterminiere ich ebenfalls bei den Behörden. Ich habe im ‚Palais' nichts von Ihnen gesagt, werde auch nichts sagen, aber», O'Keys weiche Stimme gefror ein wenig, «lassen Sie meine Leute in Ruhe. Lassen Sie die Finger vom Professor, lassen Sie die Finger von Fräulein Lemoyne.»

«Fräulein Lemoyne ist schon verlobt», grinste Baranoff, «wenn Sie heiraten wollen, müssen Sie schon jemand anderen suchen.»

«Zweiundsiebizig», sagte O'Key warnend, dehnte dann die Arme und gähnte verächtlich, «ich warne Sie. Sie können nicht boxen, reizen Sie mich nicht. Uebrigens, woher haben Sie die Neuigkeit mit dem Verrückten in Bel-Air? Ist das wahr? Merkwürdig, daß mir Fräulein Lemoyne nichts davon erzählt hat.»

«Sie hatte wahrscheinlich Wichtigeres mitzuteilen», höhnte Baranoff. O'Key machte zuerst Miene, seine verstreuten Glieder einzusammeln, blickte dann auf Natascha, streckte sich wieder aus.

«Wenn Sie nicht so fett wären, Zweiundsiebzig, würde ich Sie ohrfeigen. Aber es lohnt sich nicht.»

«Nennen Sie mich nicht immer Zweiundsiebzig. Nur Zuchthäusler ruft man bei ihrer Nummer. Und ich bin kein Gefangener.»

«Was nicht ist, kann noch werden», bemerkte O'Key friedlich. «Und wir wollen uns nicht streiten. Aber ich möchte gerne noch wissen, was mit dem Patienten los ist, auf den Sie anspielen. Von wem haben Sie etwas erfahren, und überhaupt, was hat der Mann für eine Rolle gespielt in der ganzen Affäre?»

«Er hat Crawley gesehen», sagte Baranoff. «Ich brauchte es Ihnen ja nicht zu sagen, aber immerhin, eine Hand wäscht die andere, und vielleicht können Sie mir auch einmal nützlich sein.»

«Er hat Crawley gesehen?» wiederholte O'Key gedehnt, «er war also an jenem Abend an der Place du Molard? Dann war es, warten Sie, Baranoff . . ., dann war es der Mann mit den weißen Tennishosen, den die Polizei sucht? Ja? Und Madge hat die ganze Zeit davon gewußt?»

(Fortsetzung folgt)

Sein Liebeslied

Gottfried hielt den Kopf über seine Hände gebeugt, die auf den Klaviertasten ruhten, und es war, als lausche er den letzten Tönen des eben verklungenen Liedes nach. «Mein Liebeslied», hatte er es genannt, und Gertrude war es gewidmet. Jetzt hob er seinen schönen Kopf, und seine hellen Augen suchten Gertrudes dunkle Augensterne. «Du hast gut gesungen, besser und anders als sonst. Heute zum erstenmal . . .», Gottfried zögerte ein wenig, ehe er weitersprach, «heute hat mich dein Gesang ahnen lassen, wie du als Frau sein wirst.»

Die Jungfräuliche wurde rot bis in die hellen Haare hinein. «Willst du mir noch etwas vorspielen?» fragte sie rasch.

«Nein, heute nicht mehr. Ich habe viel gearbeitet, ich muß mich ja schon für meine nächste Konzertreise vorbereiten; da bin ich heute schon ein wenig müde. Man ist eben doch nicht mehr so jung, als man sein möchte», scherzte er, während er das Klavier schloß. Er stand auf, streckte seinen hochgewachsenen sehnigen Körper und sah wie ein Riese aus neben seiner kleinen Braut. «Jetzt machen wir unseren Abendspaziergang und schmieden unsere Zukunftspläne weiter», sagte er fröhlich und schob seinen Arm unter den des jungen Mädchens.

Sie gingen den gewohnten schmalen Pfad, der sich zwischen dem Berghang und den flacheren Weingärten hindurchschlängelte. Gottfried sprach davon, daß es diesmal für ihn die letzte Konzertreise sein werde, die er allein machen müsse, an der nächsten würde schon Gertrude teilnehmen und Zeugin seiner Erfolge sein, «aber gar zu stolz brauchst du nicht auf mich zu werden. Sonst wird am Ende dein Stolz größer als deine Liebe zu mir», meinte Gottfried und lächelte. «Aber was hast du denn, Gertrude?»

Das junge Mädchen war zusammengezuckt. Gottfried sah sie an, sie war wieder rot geworden bis zu ihren so hellen Haarwurzeln. Und nun sah Gottfried auch einen jungen Mann, der ihnen entgegenkam. «Das ist der neue Lehrer», sagte Gertrude. «Er hat heute Großmutter besucht.»

Gertrudes Großmutter war Gottfrieds Lehrerin gewesen, das war nun schon bald vierzig Jahre her. Gottfried aber hatte der alten Dame seine Anhänglichkeit bewahrt. Immer wenn er kam, um auszuruhen in dem kleinen Haus, in dem er zur Welt kam, besuchte er gleich am ersten Tag die alte Frau, und heuer hatte er Gertrude dort gefunden. Der von Frauen verwöhnte, von der ganzen Welt gefeierte Mann war dem stillen Mädchen vom ersten Augenblick an zugetan gewesen, und bald hatte er sie geliebt mit einer Liebe, deren er sich selbst nicht für fähig gehalten hätte.

Der junge Lehrer war jetzt bei den beiden angelangt, er grüßte, Gertrude stellte ihn dem Verlobten vor und, einem plötzlichen Einfall folgend, lud Gottfried ihn für den nächsten Abend zu sich ein. Mit frohem Gesicht dankte der Lehrer. Er verehrte den begnadeten Mann, der mit vollendeter Kunst am Klavier die Musikstücke großer Meister zum Vortrag bringen und selbst neue, wundervolle Melodien erfinden konnte.

Der junge Lehrer wurde mehrmals eingeladen. Manchmal durfte er dabei sein, wenn Gottfried Klavier spielte, und er war ein dankbarer und beglückter Zuhörer. Plötzlich aber blieb er aus.

Er habe viel in seinem Garten zu tun, auch müsse er nun für das neue Schuljahr seine Vorbereitungen treffen, entschuldigte er sich.

«Ich glaube, Sie arbeiten zu viel», sagte Gottfried, als er und Gertrude dem jungen Mann auf einem Abendspaziergang begegneten. «Sie sind in den letzten Wochen blaß und mager geworden, nicht wahr, Gertrude?»

Wie kann man nur immer gleich so rot werden, dachte Gottfried, laut aber sagte er: «Morgen müssen Sie zu uns kommen, ich habe eine Ueberraschung für Sie.»

Gertrude fragte nicht, was für eine Ueberraschung das wäre, sie erfuhr von ihr erst am nächsten Abend, als der Lehrer da war; und sie erschrak. Vorsingen sollte sie. Gottfrieds Liebeslied sollte sie singen!

Gottfried vermied es vorerst, seine Braut anzusehen. Er hatte sich sofort ans Klavier gesetzt, und scheinbar ohne auf Gertrudes Widerstand zu achten, begann er mit dem Vorspiel. An der richtigen Stelle setzte Gertrude ein, wie einem Zwange gehorchend. Leise und mit bebender Stimme sang sie anfangs, allmählich aber freier und schließlich erklang ihre warme, junge Stimme jubelnd und ledig aller Scheu. Sie brauchte keine Noten mehr, sie sang auswendig, und ihr Schauen war in die Augen des jungen Lehrers versenkt. Gottfried spielte, jedoch entging ihm dabei kein Blick, kein Atemzug der beiden jungen Menschen neben ihm.

Wie alle Abende begleitete Gottfried seine Braut bis an ihr Haus. Beim Abschied nahm er ihr schmales, blasses Gesicht zwischen seine beiden Hände und hob es ein wenig empor. «Wie wäre es, wenn wir noch diese Woche heiraten würden? Dann könntest du mich schon auf meiner jetzigen Konzertreise begleiten. Willst du, Gertrude?»

«Ich will, was du willst, Gottfried», sagte Gertrude. Ihr Mund sagte so. Aber Gottfried sah in ihre Augen und da erkannte er, daß ihr Herz anders wollte.

Als Gottfried heimkam, war die Nacht schon weit vorgeschritten. Viele Stunden war er herumgewandert und auch jetzt fand er keine Ruhe. Er holte seine Koffer hervor und begann zu packen. Dann, als es nichts mehr für die Abreise zu tun gab, setzte er sich an das Klavier und spielte.

Es wurde eine wilde Musik, schmerzvoll und aufbegehrend. Nur allmählich erst wurde sie stiller, und als die Vögel mit ihrem morgendlichen Gezwitscher begannen, beendete Gottfried sein Spiel, zwar in Moll, aber in voller harmonischer Ruhe.

Gottfried nahm ein kurzs Bad, dann befahl er seinem Chauffeur, das Auto für die Reise fertigzumachen, und als schon alle Koffer verstaut waren, gab ihm sein gütiges Herz noch die richtigen Worte für zwei notwendige Briefe ein.

«. . . und so habe ich erkannt», schloß der Brief an Gertrude, «daß ich nur meiner Kunst angehören darf und niemals einer Frau. Verstehe mich, wenn ich dich bitte, mich freizugeben und verzeihe mir.»

An den jungen Lehrer aber schrieb er nur ein paar Worte:

«Gehen Sie sofort zu Gertrude, sie bedarf Ihrer.»

A. B.